

## Die Liturgie missionarisch gesehen (II)

Von KLEMENS TILMANN

Nachdem die missionarische Aufgabe der Liturgie in unserer heutigen Seelsorgslage überlegt und das Verhalten der Kirche hierzu betrachtet worden ist (im Dezemberheft dieser Zeitschrift), erhebt sich die Frage, woran es liegt, daß diese Möglichkeiten in einem verhältnismäßig noch so geringen Maße genützt und der Seelsorge dienstbar gemacht werden. Es gilt daher jetzt, ganz nüchtern und real den Gründen hierfür nachzugehen.

Die eine Schwierigkeit liegt darin, daß man weitgehend nicht sieht, was denn nun eigentlich praktisch getan werden soll. So wird gar mancher Pfarrer sagen: Die Liturgie, wie ich sie in Beuron oder Maria Laach sehe, ist sehr schön, aber das läßt sich in meiner Gemeinde nicht verwirklichen. Was sollen meine Bauern oder meine Arbeiter mit einer lateinischen Vesper? Was soll dabei herauskommen, wenn nun im Hochamt der Introitus usw. in gregorianischem Choral gesungen wird? Die Leute verstehen weder den Text noch die Melodie und haben keinen Schott, sich das alles zu übersetzen. Das dient nicht dem Glauben und nicht der Frömmigkeit. Es ist seelsorglich gesehen ganz unfruchtbar. Ich halte mich aber an den Satz: „Salus animarum suprema lex — Das Heil der Seelen ist das oberste Gesetz“, und an das Wort des Herrn: „Der Mensch ist nicht um des Sabbats willen da, sondern der Sabbat um des Menschen willen“ (Mk 2, 27).

Andere Seelsorger sehen in der liturgischen Arbeit ein Spezialistentum; sie glauben, es handle sich um eine Bewegung von Leuten, die durch diese oder jene Regel oder Spitzfindigkeit, die praktisch ganz gleichgültig ist, „noch liturgischer“ sein wollen; sehen in der Liturgie einen kalten Formalismus, der natürlich keine Möglichkeit hat, das Herz des Volkes zu gewinnen oder es gar zu formen. Liturgie und Seelsorge haben für sie nicht nur nichts miteinander zu tun, sondern hindern sich gegenseitig. Die liturgischen Bemühungen scheinen ihnen Spielereien oder eine Mode, die viele Kräfte und Zeit beansprucht und von den „eigentlichen Aufgaben“ abhält.

Auf die im vorausgegangenen Aufsatz genannten Beispiele von den seelsorglichen Möglichkeiten der Liturgie würden sie sagen, diese träfen nicht zu, weil es sich um historische Beispiele handle. Die Form der Karfreitagsbitten und die Gestalt der Sonntagsmesse sei heute eben gerade so, daß davon keine seelsorgliche und menschenformende Wirkung ausgehen könne. Einer sagt vielleicht sogar: Ein deutsches Kirchenlied, das das Volk zum Gloria singt, ist viel liturgischer als ein vielstimmiges lateinisches Gloria, das der Chor vorträgt; denn daß das Volk hier mittut, ist eigentlich liturgisch viel wichtiger, als daß der Chor jedes lateinische Wort richtig vorträgt. — Mit diesem sehr ernst zu

nehmenden Satz aber zeigt er, daß er neben der zuerst beschriebenen Vorstellung von Liturgie noch eine andere in sich trägt. Aber bei solcher Unklarheit, die weitgehend herrscht, läßt sich schwer vorwärtskommen.

Doch selbst wenn diese erste Schwierigkeit überwunden ist, wenn einem Seelsorger erklärt ist, was er in seiner Pfarrei für den Gottesdienst tun soll und kann, bleibt eine weitere Schwierigkeit: Es ist seine eigene Unsicherheit in diesen Fragen. Er hat noch nie eine Gemeinde kennengelernt, wo alle Seiten der Seelsorge gut betreut und die Gemeinde zugleich liturgisch durchgeformt ist. Wo der Gottesdienst durch die Ehrfurcht, die innere Hingabe, den Ernst und die frohe Teilnahme der Gemeinde, ganz abgesehen von der Formschönheit, den Dazukommenden wie ein lebendiges Zeugnis für die Wirklichkeit Gottes anspricht. Wo die Buben die Antiphon des Palmsonntags auf der Straße vor sich hinpfeifen und selbst die alten Mütterchen innerlich den Anschluß an den gemeinsamen Gottesdienst gefunden haben. Sieht der Seelsorger aber nicht klar und überzeugend das Zielbild vor sich, hat er das Erstrebte nie innerlich miterlebt, so wird er in seiner Arbeit immer unsicher, mißtrauisch und gehemmt sein. Das ganze erscheint ihm im Grunde als ein Experiment, von dessen gutem Ausgang er nicht überzeugt ist. Mit der Frömmigkeit des Volkes aber darf man keine Experimente machen und es vor allem nicht religiös entwurzeln.

Ein weiterer Grund der Unsicherheit besteht darin, daß seine eigene Frömmigkeit nicht in der Liturgie und ihrem Vollzug angesiedelt ist. Bei vielen Seelsorgern ist der früher geschilderte Vorgang der Bewußtwerdung kaum oder noch gar nicht in Bewegung gekommen. Ein Marienlied nach der Wandlung tut ihnen nicht weh, ein Lied während des Evangeliums schon gar nicht. Wenn aber einer die Gemeinde in die Liturgie nicht mit dem Motiv der Frömmigkeit, Ehrfurcht und Gottesverehrung einführen kann, wenn es ihm kein Herzensanliegen ist, das ihm selbst zu eigen gewordene Beten der Kirche den Gläubigen zu vermitteln, dann ist er bei der Arbeit nicht dabei, ist nicht überzeugt, gibt sein Herz nicht hinein.

Der dritte Grund liegt darin, daß jeder Seelsorger sich bei der liturgischen Arbeit exponiert. Es kann schief gehen. Bisher lief der Gottesdienst seinen geregelten Lauf. Der Organist kann seine Sachen. Aber jetzt könnte der Vorbeter das falsche Gebet wählen, schlecht sprechen oder zu hoch anstimmen. Die Gläubigen fallen vielleicht nicht ein, stehen an der falschen Stelle auf, finden die Seiten im Meßtext nicht. Die Schola fehlt zur Hälfte, spricht zu langsam, leiert, spricht nicht andächtig. Die Leute ärgern sich darüber. Die mangelhafte Durchführung kann die Gläubigen nicht überzeugen und gewinnen. Das alles merkt der Seelsorger. Er fürchtet den Mißerfolg, den Prestigeverlust, da er etwas vorantreibt, was sich nicht bewährt.

In solchem Zustand der Unsicherheit wird ein Seelsorger kaum wagen, hier einige Schritte vorwärts zu gehen. Außerdem kostet es Mehrarbeit, und diese, so scheint ihm, lohnt sich nicht.

Einen besonderen Rückschlag hat die liturgische Arbeit immer dort erfahren, wo unerfahrene oder unerleuchtete Einzelne die Arbeit ohne die nötige Sachkenntnis vorantrieben und dann ein Mißerfolg eintrat. Dieser bildete dann den berechtigten oder billigen Grund für die Feststellung, daß es „so nicht gehe“. Es gibt nämlich einige Grundregeln für die liturgische Arbeit. Werden diese nicht beachtet, so steckt in der Arbeit von Anfang an ein Baufehler, der später schwer zu überwinden ist. Solche Regeln sind:

1. „Liturgische Arbeit fängt mit Hausbesuchen an“, d. h. der Priester muß durch seinen seelsorglichen Einsatz bei den Kranken, durch die Sorge um die Familie, die Hilfe bei den Armen usw. die Gemeinde innerlich gewonnen haben, daß sie ihm vertraut. Ist das geschehen, dann wird sie seine liturgische Arbeit nicht für eine Marotte oder Mode halten, sondern von vornherein vertrauen, daß alles um der Ehre Gottes und um des Heiles der Seelen willen geschieht.

2. Die liturgische Arbeit muß ein lebendiger Teil einer gesunden Gesamtseelsorge sein, ihr Haupt, in das alles mündet und von dem alles ausgeht, Predigt und Sakrament, Caritas und Jugendarbeit; das ganze Gemeindeleben muß im Sonntagsgottesdienst seinen Höhepunkt finden, dort seinen Raum haben und von dort gespeist werden.

3. Jede liturgische Erneuerung muß aus dem Geist des Gebetes und der Gottesverehrung kommen und zu einem lebendigeren und fruchtbareren Mittun führen. Sonst wird es „Betrieb“ und leere Form. Es ist schon das Wort vom „liturgischen Kollektivismus“ gefallen.

4. Besonders wichtig ist die Regel für den Verlauf der Arbeit: a) erkennen, b) sich innerlich aneignen, c) den Gläubigen erklären und das Verlangen danach wecken, d) mit ihnen üben und e) dann erst tun. Keine dieser Stufen darf übersprungen werden. Die ständige, erklärende, vertiefende Predigt, die auch das Leben und die Glaubensthemen immer wieder mit der Liturgie in Verbindung bringt, hat eine ganz wichtige Funktion bei der liturgischen Arbeit. Nur so kann sie missionarisch wirken. Die Gläubigen dürfen keine Neuerung als willkürlich empfinden, sondern müssen selbst einsehen, daß es so richtiger, echter, wesensgemäßer, gotteswürdiger und schöner ist.

5. Ebenso wichtig ist die folgende Regel: Man darf einer Gemeinde keine gottesdienstliche Form nehmen, bevor man ihr etwas Besseres gegeben hat. Nicht mit dem Abschaffen fängt man an, sondern mit dem Beschenken.

6. Nichts übereilen. Man muß das innere Gesetz erfühlen, nach dem man den Gläubigen den nächsten Schritt zumuten kann. Es geht bei der

Arbeit um Zeiträume zwischen fünf und zehn Jahren, bis eine Gemeinde eingelebt und durchgeformt ist und sich in der Mitfeier der Liturgie innerlich zu Hause fühlt.

Diese Regeln werden, wie die Erfahrung zeigt, häufig überschritten. Ja sie sind vielen Seelsorgern nur wenig bekannt oder bewußt. Die Fehler aber, die durch ihre Übertretung gemacht werden, gehören zu den größten Hemmnissen der liturgischen Arbeit.

Ein letzter Grund, mit der entscheidendste, liegt im Organisatorischen. Die großen geistigen Bewegungen sowohl wie bestimmte Andachtsübungen und -formen sind in der Kirche oft von den Orden vorwärts getragen worden. Für die Gestaltung des Gottesdienstes in der Pfarrgemeinde aber gibt es keinen Orden. Dabei geht es diesmal nicht nur um einen neuen Zusatz, eine neue Andachtsform, wie bei den Bemühungen um den Priestersamstag, die Ehrenwache des Heiligsten Herzens, den Dritten Orden usw. Es geht darum, die zentralen Dinge, die zum wesentlichen Leben der Kirche und jeder Pfarrgemeinde gehören, möglichst richtig, sinnvoll, ehrfürchtig, verständlich, vollziehbar, ansprechend und für das Volk fruchtbar zu gestalten. Der Benediktinerorden, der so hohe Verdienste um die liturgische Arbeit hat, faßt seinem Wesen entsprechend weniger die volksformende Seite der Liturgie und ihre konkrete Verwirklichung in der deutschen Pfarrgemeinde ins Auge. Von den Weltpriestern aber ist in ganz Deutschland ein einziger für diese Führungsarbeit freigestellt.

So fehlt es in hohem Maße an Anleitung, Führung und Austausch der Erfahrung; an Texten, Veröffentlichungen, Predigtvorlagen; an Kursen für Vorbeter und Priester, an liturgischen Wochen in den Pfarreien usw. Weil alles dieses fehlt, ist für den Einzelseelsorger die liturgische Arbeit eine unverhältnismäßige Last. Er muß sich die Texte abziehen oder gar erst formen. Er begeht Ungeschicklichkeiten und Fehlgriffe, hat keine Stoffsammlung für seine liturgischen Predigten oder Arbeitskreise, muß seine Vorbeter selbst ausbilden, hat keinen, der ihm das Üben mit der Gemeinde abnimmt usw. Diese kräfteökonomisch so ungünstige Lage gleicht der Lage in einer Stadt, in der aus Mangel an Arbeitskräften kein Brennholz besorgt werden kann und nun jeder Bürger selbst in den Wald ziehen muß, um sich das Nötige zu holen, während ein paar Männer mit Lastautos in gleicher Zeit ungleich mehr leisten könnten. Aus dieser Lage wird der Wunsch Pius' XII. nach Förderung des liturgischen Apostolats, den er in seiner Enzyklika ausspricht, in besonderer Weise verständlich.

Dazu wird die gottesdienstliche Arbeit noch viel zu viel als Sonderaufgabe neben anderen oder gar private Liebhaberei betrachtet. Ist dagegen dem Volksmissionar einmal zu innerst klar geworden, daß die Bekehrung des Einzelnen in der Gemeinde nur ein Teilerfolg ist, daß

seiner Arbeit eine ungleich größere Dauer-, Tiefen- und Breitenwirkung geschenkt ist, wenn er als sichtbares Andenken an die Mission nicht nur ein Missionskreuz, sondern einen frömmere, lebendigeren, tiefer verstandenen, ehrfürchtiger vollzogenen Gottesdienst in der Gemeinde hinterläßt, so wird ihm die Förderung des pfarrlichen Gottesdienstes ein Herzensanliegen und erstrangiges Missionsziel werden. Die bischöflichen „Richtlinien für die liturgische Gestaltung des pfarrlichen Gottesdienstes“ weisen ihm hierfür den Weg. Wenn der Exerzitienmeister seine Wahrheiten nicht nur dadurch auch äußerlich festhalten läßt, daß er seine Kursteilnehmer seine Gedanken notieren läßt, sondern auch dadurch, daß er die Wahrheiten mit der konkreten Gestalt des Gottesdienstes verwebt, die Teilnehmer das ergreifende Beispiel einer würdig und lebendig durchgestalteten Meßfeier erleben läßt, ihren neuen Eifer auch auf die innere Mitfeier der heiligen Geheimnisse wie auf das Apostolat des Gottesdienstes in der Pfarrgemeinde hinlenkt, dann hat er die missionarische Kraft der Liturgie erkannt und wird sie immer mehr in seine Tätigkeit einbauen. „Homo creatus est, ut Deum laudet — der Mensch ist geschaffen, um Gott zu loben“ —, wo erfüllt sich dieser Anfang des Exerzitienbüchleins mehr als in dem höchsten Gotteslob, das es gibt: wenn der einzelne als Glied des mystischen Leibes in der Eucharistiefeier innigsten Anteil an der Gottesverherrlichung seines göttlichen Herrn und Meisters nimmt? Nachdem die Kirche das Heiligtum ihrer Liturgie dem Volke mehr und mehr öffnet, ist es die kommende Aufgabe aller, den Gläubigen den Weg in das Heiligtum zu weisen, ist die gottesdienstliche Arbeit nicht mehr ein Anliegen Einzelner, sondern ein Herzpunkt, wenn nicht der Herzpunkt aller Seelsorge, die im Altare ihren Mittelpunkt hat und welche im tiefsten ist: *aedificatio mystici corporis*, der Aufbau des mystischen Leibes Christi.

Die genannten Hemmungen und Schwierigkeiten können alle mehr oder weniger überwunden werden. Für die meisten ist die Lösung bereits oben gegeben. Eine Schwierigkeit aber, die erste, bedarf noch einer eigenen Behandlung. Es ist die Unklarheit über das, was Liturgie und liturgische Arbeit ist und was somit praktisch in der Pfarrgemeinde geschehen soll.

Manche verstehen unter Liturgie nur die liturgische Hochform, wie sie z. B. in der feierlichen Vesper eines Benediktinerklosters geschieht. Ziel liturgischer Arbeit wäre danach, daß jede deutsche Pfarrgemeinde diese Liturgie vollzöge, also, um bei dem Beispiel zu bleiben, die lateinische Vesper sänge. Aber man darf nicht übersehen, daß es außer diesem strengen auch einen weiteren Begriff der Liturgie und des Liturgischen gibt. Diesen weiteren Begriff haben z. B. die bischöflichen „Richtlinien zur Gestaltung des pfarrlichen Gottesdienstes“ vor Augen, in denen u. a. die Form der Gemeinschaftsmesse, in der das Volk deutsch mitbetet,

festgelegt wird. Um solches liturgisches Tun des Volkes, um Liturgie in diesem weiteren Sinn geht uns es hier.

Meint die kirchliche Leitung etwas anderes? Wenn sie die aktive Teilnahme des Volkes beim liturgischen Gottesdienst fordert, so will sie gewiß nicht das allgemeine Axiom über die Teilnahme außer acht gelassen sehen: „*Participatio fit per modum participantis* — die Art der Teilnahme richtet sich je nach den Teilnehmenden.“ Die echte Teilnahme des Volkes am liturgischen Gottesdienst erfolgt also in einer Weise, die den Möglichkeiten und Fähigkeiten des Volkes entspricht und sie nicht schlechthin übersteigt, wie dies bei der lateinischen Vesper geschähe.

Eine Auffassung, die nur das als liturgisches Geschehen gelten läßt, was in lateinischer Hochform geschieht, dürfte aber auch durch direkte offizielle Veröffentlichungen oder Verlautbarungen der Kirche überholt sein. Wenn die Taufzeremonien nach den offiziellen Büchern zu einem beträchtlichen Teil in deutscher Sprache vollzogen werden, so hören sie damit sicher nicht auf, Liturgie zu sein. Wenn die Gemeinschaftsmesse als Gottesdienstform offiziell gebilligt ist, so wird niemand bestreiten, daß hier die Forderung der Enzyklika erfüllt ist: „Das christliche Volk nehme derart lebendigen Anteil an der Liturgie, daß diese wirklich zu einer Handlung werde, bei der vor allem der Seelsorgspriester in der Pfarre mit der Schar der Gläubigen vereint dem ewigen Gott die gebührende Huldigung darbringt.“ Diese eine Handlung, diese eine Meßfeier ist also zweifellos Liturgie.

Wenn weiterhin nach der Enzyklika die Vorschriften und Normen „vor allem den Zweck haben, die Frömmigkeit der Christen und ihre innige Verbindung mit Christus zu nähren und zu fördern“, so ist zweifellos an eine Teilnahme des Volkes im Rahmen der Rubriken gedacht, die den Möglichkeiten der Teilnahme des Volkes entspricht und diese nicht überschreitet, da sonst der genannte Hauptzweck gerade nicht erreicht wird. Schließlich kann kaum bezweifelt werden, daß nicht nur an die offizielle Hochform gedacht ist, wenn die Enzyklika bei der Empfehlung der abendlichen Vesper schreibt: „Alle sollten nach Kräften die Texte erlernen, die bei den abendlichen Andachten gemeinsam gesungen werden, und sich mit ihrer Bedeutung innerlich vertraut machen. Denn unter dem Eindruck dieser Worte werden sie erfahren, was Augustinus von sich selber sagt: ‚Was hab ich doch geweint bei deinen Hymnen und Liedern, tief bewegt von den lieblichen Klängen deiner singenden Kirche! Diese Klänge drangen in mein Ohr, die Wahrheit strömte mir ins Herz, Liebe und Frömmigkeit blühten auf, die Tränen rannen und es wurde mir wohl.‘“ Diese Wirkung des Einstromens der Wahrheit, dieses Aufblühen der Liebe und Frömmigkeit wird das einfache Volk nur erfahren, wenn es in einer Weise teilnimmt, die seinem Auffassungsvermögen entspricht, also „*per modum participantis* — nach den Möglichkeiten der Teilnehmenden“. So steht heute neben dem Begriff der

Liturgie im engsten Sinne ein weiterer. Dieser weitere enthält die Möglichkeiten missionarischer Wirkung. Er muß bei der Arbeit in der Pfarrgemeinde vor Augen stehen und kann im Rahmen der bestehenden Rubriken durchaus erfüllt werden.

Hinter den beiden Auffassungen von der Liturgie stehen freilich zwei Denkweisen, oft auch zwei Menschenarten. Der eine ist mehr Liturgie-Positivist, der andere ist mehr Seelsorger und ist oft verwandt mit dem Liturgie-Historiker. Den Ersten interessiert: Was ist vorgeschrieben und verboten? Der Zweite fragt: Was bedeuten die Vorschriften, kann ich sie zugleich sinnvoll und fruchtbar erfüllen? Den Ersten interessiert die Funktion, die der Priester auszuüben hat; den Zweiten außerdem, wie das Volk daran am besten Anteil nimmt. Für den Ersten ist die Quelle allein die Vorschrift; für den Zweiten außerdem die historische Entwicklung, der historische Sinn, das, was die Vorschrift im Grunde meint. In der Arbeit der letzten Jahrzehnte wurde bei diesen Überlegungen der Seelsorger und der Liturgiegeschichtler oft zusammengeführt, indem man erkannte, daß meist das Anliegen des Seelsorgers in der ursprünglichen Form des Gottesdienstes berücksichtigt und verwirklicht war. So wurde die Erfüllung der geltenden Vorschriften aus zwei verschiedenen Quellen zu einer neuen Verlebendigung in ein und derselben Richtung geführt: vom Seelsorglichen wie vom Historischen her zu einem möglichst sinnvollen und damit seelsorglich fruchtbaren Vollzug. Wenn allen Seelsorgern klar ist, daß man ihrer Gemeinde nicht eine fremde, innerlich unvollziehbare Form überstülpen will, wie sie fürchten, sondern ihnen eine Gottesdienstform für eine reichere, tiefere, verstehendere Frömmigkeit ihrer Gläubigen geben will, dann wird durch diese Klärung ein wesentlicher Widerstand gegen die liturgische Arbeit fallen.

Noch aber wird der strenge Liturgiker und der liturgisch weniger interessierte Seelsorger etwas skeptisch zuhören. Der Seelsorger wird sagen: Werden meine Leute das, was ihr wollt, sich wirklich aneignen und religiös fruchtbar vollziehen können? Der strenge Liturgiker aber entgegnet: Ob ihr nicht doch gegen die Rubriken handelt? Vielleicht ist beiden Seiten mit einem praktischen Hinweis hinreichend geantwortet: mit dem auf die Gemeinschaftsmesse. Diese, vor allem in der Form der Bet-Sing-Messe, wird beiden Seiten voll gerecht, der seelsorglichen wie der liturgischen. — Aber, wird man entgegnen, der Hauptgottesdienst ist doch das Hochamt. Ist hier das Festhalten an den Rubriken und das Entwickeln einer missionarischen Wirkung der Liturgie noch vereinbar?

Hier hat der Heilige Geist, der die Kirche lenkt, die Lösung schon angebahnt. Fast gleichzeitig wurde von höchster Stelle aus das sogenannte „Deutsche Hochamt“ für alle deutschen Diözesen erlaubt, auch für jene, in denen es nicht wie in anderen seit 150 Jahren Gewohnheitsrecht ist — in ihm können die lateinischen Volks- und Chorgesänge durch

deutsche Gesänge und Lieder ersetzt werden —, während in Kreisen von Laien und Priestern die Bemühung um die „Deutsche Gregorianik“ begonnen hat. Diese verbindet ja die deutsche Übersetzung der liturgischen Gesänge mit den geheiligten Melodien des gregorianischen Chorals. Diese Gesänge haben gegenüber den gebräuchlichen Kirchenliedern mehrere Vorteile. Erstens sind die Texte an Wert und Inhalt denen unserer Kirchenlieder oft weit überlegen. Zweitens hat hier das Wort, oft das Wort Gottes selbst, den Primat vor der musikalischen Seite, während beim Kirchenlied die Melodie mit ihrem Rhythmus oft den Sinn des Textes übertönt. Drittens bedeuten diese Gesänge einen viel engeren Anschluß an die offizielle Gottesdienstform der Kirche. Introitus und Gloria usw. werden auf diese Weise wirklich gesungen, nicht nur ersetzt. Sie bedeuten, in richtiger Weise und maßvoll verwandt, zugleich einen liturgischen wie seelsorglichen Fortschritt.

Diesen deutschen Choralgesängen ist durch die Erlaubnis des Deutschen Hochamtes Raum gegeben. Ja, so wird diese Erlaubnis noch sinnvoller erfüllt; wird doch ihr Anliegen, das Volk zur aktiven Teilnahme am Meßgeschehen zu führen, in noch tieferer Weise verwirklicht, als es das Kirchenlied vermag.

Wollen wir die missionarische Wirkung solcher Formen erfassen, so ist es gut, uns den Verlauf eines solchen Amtes vorzustellen, z. B. am Kirchweihfest. Während der Priester einzieht, singt der Chor die Antiphon des Introitus: „Ehrfurcht gebietend ist diese Stätte. Hier ist wahrhaft Gottes Haus und des Himmels Pforte.“ Sogleich ist das Volk in den Inhalt des Festes eingestimmt durch den erhabenen Text und die feierliche Melodie. Nach der Antiphon beteiligt es sich am Gesang des 83. Psalmes, den es mit dem Chor abwechselnd singt: „Wie lieblich sind Deine Wohnungen, Herr der Scharen, sehnstüchtig verlangt meine Seele nach dem Hause des Herrn . . .“ Dazwischen erklingt mehrmals in meditierender Wiederholung die Antiphon, die das Festgeheimnis vor Augen stellt. Beim „Ehre sei dem Vater . . .“ sieht das Volk den Weihrauch am Altar aufsteigen, sichtbares Sinnbild des beginnenden Gotteslobes. Nach dem Kyrie folgt das Gloria, lateinisch angestimmt, deutsch von Chor und Volk abwechselnd gesungen. In der lateinisch gesungenen Oration faßt der Priester das Gebet der Gemeinde zusammen. Die Epistel singt ein Sänger deutsch dem Volke vor, das sitzt und lauscht, während der Priester sie lateinisch liest. Diese Möglichkeit bieten die geltenden Rubriken. Von den Zwischengesängen singt der Chor das Graduale, in das Alleluja stimmt das Volk ein. Danach singt der Priester das Evangelium mit der Einleitung lateinisch, danach der Sänger in deutscher Sprache. Nach der Predigt wird das Credo vom Priester lateinisch angestimmt, von Chor und Volk deutsch gesungen.

Danach folgt der Opfergang und die Bereitung der Gaben. Die Ministranten bringen Wein und Wasser, gegebenenfalls auch das Ziborium

mit den Hostien, die die Gläubigen beim Kommen in die Kirche mit einem flachen Löffel als ihre Gabe eingelegt haben, zum Altar. Diese Handlung ausdeutend und begleitend trägt der Chor das Offertorium vor: „Herr und Gott, in der Einfalt meines Herzens habe ich alles froh Dir dargebracht, und auch Dein Volk, das hier versammelt ist, sehe ich in übergroßer Freude. Gott Israels, erhalte diesen Eifer. Alleluja.“ Das Volk nimmt schweigend, hörend, sehend, betend an der Handlung teil. Ein Hilfsmittel wie den Schott braucht es nicht. Alles, was man sieht und hört, ist unmittelbar verständlich und kann ohne Umweg zum Gebet werden. Der Priester singt darauf den Beginn des eucharistischen Hochgebetes, die Präfation, lateinisch, das Volk stimmt mit dem deutschen „Heilig“ ein und verweilt dann in feierlicher Stille während der folgenden heiligen Handlung, der es sich nochmals mit dem Amen vor dem Pater noster anschließt. Hier ist ein Raum zum persönlichen Gebet gegeben, ein Raum, der für die fromme Teilnahme nötig ist.

Nach dem lateinischen Pater noster und den Antworten zur Brotbrechung grüßt das Volk den geopfertem Herrn mit dem deutschen „Lamm Gottes“ und geht dann, begleitet von dem deutschen Communio-Gesang des Chores zum Tisch des Herrn. In antiphonarischer Wiederholung klingen den Kommunizierenden die Worte der Verheißung immer wieder ins Ohr: „Mein Haus soll heißen: Haus des Gebetes, spricht der Herr. Dort empfängt jeder, der betet, und wer sucht, der findet, und wer anklopft, dem wird aufgetan.“ Diese Worte durchziehen den Psalm, der erklingt; die Gläubigen, die ihre stille Zwiesprache beendet haben, können sich getrost dem, was sie hören, hingeben und sich von ihm führen und tragen lassen. Das lateinische Schlußgebet faßt nochmals alle Anliegen zusammen und das *Ite* sendet die Gemeinde in die Welt.

Die Verbindung von lateinischer und deutscher Sprache beim Deutschen Hochamt dürfen wir nicht als Notlösung ansehen. Sie ist vielmehr echter Wesensausdruck der Kirche, die zugleich universale Weltkirche ist und Kirche aus den konkreten Menschen und Gemeinden eines bestimmten Volkes.

Wer möchte zweifeln, daß von einem solchen Gottesdienst, den sich eine Gemeinde in Jahren frommen Bemühens stufenweise erarbeitet hat, eine starke geistliche Kraft ausgeht? Hier ist zugleich heiliger Raum für die Frömmigkeit, in den wir die Menschen unserer Zeit getrost hineinführen können, wie auch Treue gegen die kirchlichen Vorschriften. Hier ist Gehorsam gegen die Rubriken, zugleich aber auch gegen den Sinn des heiligen Gottesdienstes der Kirche. Hier empfängt das Volk eine Fülle an heiligen Gaben und erfüllt gleichzeitig seine heiligste Aufgabe: die Verherrlichung Gottes. Hier geschieht ständige Missionierung, indem heiliges Wort und heilige Handlung durch Hören und Sehen eindringen in die Gemeinde; noch mehr, indem die Gemeinde selbst zur Tat geführt wird, zur Verwirklichung ihres „königlichen Priestertums“; in-

dem sie schließlich dem Lauen oder Fernen oder dem Andersgläubigen vorlebt, was Verherrlichung Gottes ist, und ihn auch bei bloßem Dabeisein hinein Holt in den zentralsten Vollzug christlichen Lebens. Hier wird sich die Gemeinde ihrer eigenen Würde bewußt. Hier schlagen sich aus gemeinsam vollbrachter Tat die Brücken der Verbundenheit und der christlichen Bruderliebe unter den Gemeindemitgliedern. Hier ist ein reicher Tisch gedeckt, von dem das Volk Gottes für die Woche und den Alltag genährt wird. Hier ist der erlebbare Höhepunkt der Woche, die Feier, an der es sich teilzunehmen lohnt, weil man daraus Leben empfängt, ja die jeden einzelnen anfordert, weil er körperlich, geistig und seelisch mitzuwirken hat als mündiger und verantwortlicher Christ an der zentralen Aufgabe der Kirche: der Verherrlichung Gottes.

Ein Rest bleibt übrig, ihn kann die Darbietung nicht vermitteln. Man erfaßt ihn nur, wenn man an dem Gottesdienst einer Pfarrgemeinde teilnimmt, die in jahrelangem Bemühen von Seelsorgern und Gläubigen zu solcher Würde und Schönheit des Gottesdienstes aufgestiegen ist. Darum wäre wohl nichts so wichtig zur Erfüllung des liturgischen Apostolats, als daß in immer mehr Pfarreien gelebt und verwirklicht wird, was die Liturgie an Reichtum in sich birgt und uns und unserer Zeit geben kann. Darum ist nichts so wichtig, als daß immer mehr Pfarreien in solcher Hingabe an das Beten und Feiern der Kirche ihren Gottesdienst mit heiligem Eifer gestalten. Die übrige Führungsarbeit ist notwendig, die sichtbare und tatsächliche Verwirklichung ist das Entscheidende. Ob aber die Liturgie ihre missionarische Kraft in unsere Zeit und unser Volk hinein entfalten kann, ob der Masse der Gläubigen das Tor geöffnet wird zum Eintritt in das Heiligtum des katholischen Gottesdienstes, ob der Forderung des Papstes nach einem liturgischen Apostolat entsprochen wird, daran entscheidet sich zu einem bedeutenden Teil die innere Kirchengeschichte unseres Jahrhunderts.

## **Tiefenpsychologie**

Methoden und Grenzen

Von HUBERT THURN S. J.

Die Ausführungen über Wesen und Geschichte der Tiefenpsychologie im Heft 3 dieses Jahrgangs haben gezeigt, daß es sich hier neben einigen wenigen theoretischen Grundannahmen hauptsächlich um eine Methodenlehre der Erschließung des Unter- oder Unbewußten handelt. Für Freud ist das Unterbewußtsein der Ort, an dem die „Verdrängungen“ wirken, die sexuellen Traumata, die meist dem frühen Kindesalter entstammen. Adler sieht in ihm die Stätte, an der der Selbstschätzungstrieb, das Machtbegehren arbeitet und im „neurotischen Lebensplan“ auf Umwegen zu erreichen sucht, was ihm die Umwelt verweigert. Jung faßt